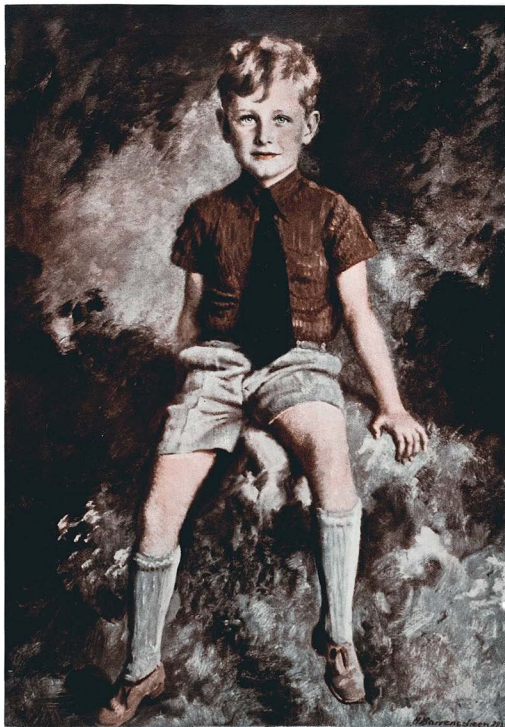


J U G E N D

NUMMER 5 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Knabenbildnis Norman Frank

H. Barrienscheen



Aufn. G. Isert

NEBEL

Allein steh' ich im Nebelgrau
Dicht hüllt es Tal und Berge ein. —
Gespensterhaft umgeistert es
Tennengeäst und Felsgestein.

Ganz eigen wird mir da zu Mut,
Mich hält der Nebel Tanz in Bann.
Hei, wie es huscht, fegt, jagt und hetzt
Durch das Gezweige dunk'ler Tann'.

Vom Sturm getrieben eilen fort
Die Nebelschwaden Schicht um Schicht.
Ächzt' es im Holz? — Stöhnt es im Wind? —
Ich sehne mich nach Licht, nach Licht.

Gertrud Isert

Jugend im gestalterischen Schaffen

Von Gerhard Isert

Jede Möglichkeit des gestalterischen Schaffens wird man in ihren methodischen Formen und didaktischen Gehalten von ihrer Aufgabe her verstehen müssen. Es gibt aber literarische und bildnerische Einzelgänger, die eigensüchtig nur für sich allein schaffen möchten und den Weg zum Anderen nicht finden können, weil sie ihr Tun verbergen wollen, um es zu behüten und zu beschützen. Auch sind Pan-Literaten anzutreffen, die formlos alles überschwemmen, die schreiben oder bilden, weil sie überall gesehen werden möchten und ihren Namen verzeichnet finden wollen.

Einzelgänger sind es, die dem Aufnehmenden in keiner Weise dienen. Wertvolle Schöpfungen bleiben verschlossen und unbekannt, während Massenerzeugung allerorts auftaucht. Beide Arbeitsformen gestalterischen Schaffens tragen eigensüchtige Merkmale, die ebenso wenig einer offenen und ehrlichen Betrachtung standhalten, wie allen Überbleibseln eine innere Berechtigung fehlt, die Drill, Gewöhnung und sinnlose Überlieferung zu überholten Formen und Richtungen werden ließen. Die gestalterische Form schöpferischen Gehalts aber wird geprägt durch die Zeit, aus der heraus sie entsteht und für die sie

bestimmt ist. Sie verliert dadurch nicht ihr persönliches Gepräge, das allein wir im Kunstwerk bejahen, sondern wird nur so ihrer Bedeutung gerecht, die sie als eine Sinngabe bestimmter Formen erscheinen läßt. Formen, um die sich eine zu schulende Gruppe schart, die solche Gruppe sich selbst schafft, denen sie nachlebt, die wahrhaft auszudrücken und fest zu fassen ihr aber nicht gelingt.

Wir wissen alle, daß die geistigen Ideale in den letzten Jahren sich vielgestaltig wandelten, und wir dürfen glücklich sein, daß auch sie endlich aus überkünstelter Verwicklung sich klärten. Solchen Bestrebungen wird jeder ehrliche Künstler zu folgen haben. Die Bewahrung aller damit verbundenen Erscheinungen allein sichert einen Stil, der nicht nur schlechthin unserer Zeit entspricht und überall verstanden wird, sondern auch die geistige Entwicklung voranbringt, aber nicht als Bremse irgendwo an schädlicher Stelle wirkt.

Diese mit allen solchen Dingen verbundene geistige Jugend gilt es zu bewahren. Nur durch Pionierarbeit auf allen Gebieten gestalterischen Schaffens gelingt dem schöpferischen Menschen ein förderndes Voranbringen. Geistige Frische wollen wir uns erhalten, um dem Aufnehmenden dienlich zu sein, ihn voranzubringen auf seinem Wege, organischer Teil volklicher Gemeinschaft zu werden.

Jugend im gestalterischen Schaffen heißt: aus der Jugend für die Jugend schaffen, die hier im Bereiche der Kunst über dem Einzelnen schwebt als ein von persönlichen Empfindungen gänzlich unabhängiges Ziel.

Den Weg zu solcher wahrhaften Jugend findet nicht jeder. Denn es kommt darauf an, daß sich der Gebende befreit von allen Überbleibseln vergangener Zeitaltre und sich vertraut macht mit den Zielen und Aufgaben, die der Zeit, in der er lebt, entsprechen, oft aber ganz unabhängig sind von Zeiten, in denen er aufwuchs und seine geistigen Fähigkeiten schulte. Offene Augen und ein Wille zum Verstehen des Anderen sind nötig neben einem Empfinden für die Beweglichkeit innerer Strömungen und inneren Werdens. Denn die Zeit reißt alles mit, formt alles und fordert ein Angleichen von dem, der gibt und dessen Gaben nicht überflüssig und unverstanden bleiben sollen.

Es geht um bestimmte charakteristische Merkmale, die psychologisch gedeutet und verstanden sein wollen, und die wir in den gestalteten Werken des Schaffenden wiedersehen möchten, damit sie uns ganz nahestehen, uns den Geist der Gegenwart

nahebringen und uns über begriffliche Schwierigkeiten hinweg helfen, indem sie klären und ordnen. Es geht um die Erhaltung einer ewigen Jugend, deren stetige Bewahrung allein die pädagogische Aufgabe des Schaffenden zu Wirklichkeitsnähe bringt und das Verstehen zwischen Gebenden und Nehmenden ausmacht.

Welche Merkmale sind heute wohl beherrschender als Offenheit, Klarheit und Festigkeit? Frei von Schwaül und Schnörkeln, ungebunden an rückläufige Formen oder Formlosigkeiten tritt das Wesen, das innere Gefüge der Sache hervor und fordert gerade, aufrichtige und elementare Deutung. So gesehen und so geschaffen ist ein Vergleich einzelner Schöpfungen untereinander nur bei wirklichem inneren Zusammenhang zu befürworten, eine vergleichende Bewertung bei stofflicher Verschiedenheit aber abzulehnen. Dieses Ringen nach Aufrichtigkeit und Klarheit geht durch die gesamte deutsche Kunst als ein Ausdruck vom Wesen des neuen deutschen Menschen. Wir finden seine Merkmale in der Baukunst, wo sie notwendig durch die Zweckmäßigkeit gefordert werden; auch treffen wir sie in literarischen und bildnerischen Arbeiten. Doch wir finden sie noch längst nicht allgemein. Wir müssen wissen und immer mehr daran denken, daß schöpferische oder zum mindesten zum Gestalten befähigende Kräfte im ganzen Volke schlummern. Sie wirken sich bildnerisch und dichterisch und hier und da auch dramatisch aus. Und sie geben den gesuchten Ausgleich zur Arbeit des Erwerbs, eröffnen neue Ausblicke, sind Ausdruck für eine geistige Entwicklung und für ihre Richtung selbst. All dieses im Volk lebendige und für den Einzelnen als notwendiges Bestandteil des Ganzen wertvolle Schaffen wird gelenkt und geschult durch eine Schau, durch ein Vorbild, das in sich zu tragen hat all die geistigen Merkmale, die Träger ewiger Jugend sind.

Unsere Zeitschrift „Jugend“ schart um sich von jeher all diese Mittler, die geistiges Gut weitertragen zum Zweiten, Dritten — zum Ganzen. Und jeder, der sich dieser Aufgabe bewußt ist und sich ihr unterzieht, mag an sich selbst arbeiten, sich selbst formen, um ewige Jugend zu bewahren, um seinem Mitmenschen Werte zu geben, die in seine Welt gehören und ihn in eine geistige Verbindung bringen zum Ganzen, zur Gesamtheit seines Volkes. Dies entbindet den Einzelnen nicht seine Eigenart und sein Besonderes auszuprägen und auszuwirken. Die eigene Note im freien Schaffen wird gerade immer den Wert des Gebenden ausmachen, und sie wird umso wertvoller sein, je mehr sie in den Rahmen einer eng verbundenen Ganzheit fällt.



Weiden

Aufn. G. Isert

ZUM FILM „DIE JUGEND-SÜNDE“:



Elise Eisler und Georg Bauer

Aufn. Tobis-Roto

Rosl, oder das Profil einer Diva

Sie hieß Rosl und war sehr schön. Wenn sie im grünen Grase lag und gedankenvoll vor sich hinsah, schauten sich alle nach ihr um. Aber sie achtete nicht darauf.

Der lange Aufenthalt in der Bergeinsamkeit hatte ihre Gedanken nach innen gelenkt. Ihr Blick hatte etwas Ergreifendes. Geduld, Beschaulichkeit, Sanftmut lagen darin, und keiner war da, der angesichts dieses seelenvollen Ausdrucks auf unreine Gedanken gekommen wäre. Wer Rosl lange und konzentriert ansah, wurde ein besserer Mensch.

Aber da passierte eines Tages etwas Furchtbares:

Zu der Einsamkeit, die Rosl umgab wie ein Tempel ein Heiligtum, kam eine wilde Horde herauf. Sie entstieg mehreren heftig lärmenden Kraftwagen und war gerüstet mit Gerät, wie es Rosl noch nie erblickt hatte. Wie ein Hornissenschwarm kamen die plötzlichen Besucher.

Einer, der einen Augenschirm in die Stirn rückte und den die anderen anblickten, wie Soldaten ihren Feldherrn ansehen, blieb vor Rosl stehen. Sie erschaute vor diesem Blick. Aber sie verlor ihre stolze Ruhe

nicht, blieb liegen und wandte dann den schönen Kopf langsam ab. Der Mann mit dem Schirm aber ärgerte sich nicht, er geriet im Gegenteil in Entzücken. Das Profil Rosl's hatte es ihm angetan!

„Kochi!“ rief er und deutete auf Rosl, und der Mann, der jetzt näherkam, sah wirklich aus, als ob er die Rosl in einen Brühkessel stopfen könnte. Und dann winkte er seine Gehilfen heran, die ein auf drei dünnen Beinen stehendes Gerät näherschiebten und vor Rosl aufbauten. Da endlich wurde es ihr zuviel. Sie erhob sich langsam und mit betonter Geringschätzung und ging davon, stolz auf ihre Hinterfront. Die Euter schlugen dabei gravitatisch hin und her. Verzeihung! Warum soll eine Filmdiva keine Euter haben? Rosl, der es so überraschend beschieden war, gefilmt zu werden, hatte prachtvolle Euter. Die Milch aus diesen Naturbehältern war süß und schäumend, und das Quantum litt nicht unter der Qualität.

Als Rosl derart dem Stall zuschritt — sie ging nicht, o nein, sie schritt! — da war es für alle ihre Mitkühe und -ochsen wie ein Befehl. Auch sie erhoben sich und gingen. Bei der vorhersehenden Hitze war es ohnehin ihr gutes Recht, unruhig zu werden.

Jetzt, im Beisein so vieler unnützer Gäste, vergaßen sie es, daß die ruhige Heiterkeit und besonnene Gemütsart der Rindvieher auf der Wallbergalm im ganzen Tegenseegebiet sprichwörtlich war. Sie strebten ihrem Stall zu.

Die Sennerin kam und blieb vor Rosl stehen, und Rosl wiederum hielt vor der Sennerin an. Beide kannten sich gut und mochten sich leiden. Die Sennerin fuhr der Rosl über das Maul, und ihre Hand schmeckte nach Salz. Rosl hob den Kopf und den Schwanz. Salz! Das kam nicht oft auf ihre Zunge. Salz! Die fremden Männer hatten es hurtig verstreut, die ganze Alm schmeckte salzig. Und ein großes Schrecken begann.

Da rannten die Männer an ihr Gerät und drehten, rannten hier hin und dort hin und immer drehten sie und schluchteten dabei vor Vergnügen. Aber da war die Wiese mit einem Male abgeschleckt, radikal abgeschleckt, und nun gab es für Rosl und ihren Anhang kein Halten mehr. Jetzt konnte auch die Sennerin nichts mehr daran ändern. Wenn Kühe heimgehen, dann gehen sie eben heim.

Allen voran Rosl. Sie glich darin durchaus ihren menschlichen Kolleginnen: wenn

eine Filmdiva nicht will, kann sich der Regisseur auf den Kopf stellen. Mit dem Stolz von Königinnen schreiten sie davon, und damit punktum.

Man muß zugeben, daß Rosl einen Grund hatte. Was ging ihr der Anzengruberfilm „Die Jugendsünde“ an, was wußte sie von der Majestic und von der Tobis Rota? Ahnte sie, daß ihr Auftritt nur ein kleines Intermezzo blieb und daß die Kühe auf der Wallbergalm nur Komparsen waren, sie, die Rosl nicht ausgenommen? Ah, sie war also gar keine Diva, auf deren Profil es ankam?

Können wir ihr's verdenken, daß sie einen salzigen Geschmack im Munde hatte? Edelkomparsin! Einmal im Leben eine Großaufnahme, und dann wieder Schluß.

Am nächsten Morgen hatte Rosl alles wieder vergessen. Die Milch der frommen Denkungsart floß wieder ungestört in die Euter, süß und schäumend. Und die Leute von der Schultesbühne, die Hauptdarsteller des Films „Die Jugendsünde“, tranken sie zum Frühstück und lobten sie.

Miesbacher Dampfnudeln

In seinem lustigen Einakter „I. Klasse“ spöttelt Ludwig Thoma über die reichlichen Kartoffelmahlzeiten der „Preißer“. Der Berliner, der sich diesen Spott gefallen lassen muß, kannte Oberbayern nur wenig, sonst hätte er sofort Revanche nehmen können. Es gibt nämlich — und die Leute zwischen Tegernsee und Schliersee haben das Lied selbst auf ihrem Programm — einen humorvollen Kantus auf die „ewige Mahlzeit“ dieser Gegend:

Auf die Dampfnudel.
Im Miesbacher Bezirk, zu dem Tegernsee und Schliersee gehören, singen sie ein Spottlied, das so anhebt:

Dampfnud'In ham mir gestern g'habt,
Dampfnud'In ham mir heit',
Dampfnud'In ham mir alle Tag',
So lang oageiht',
Dampfnud'In in der Zwetschgenbrüh'
Oder mit Kraut,
So lang as no Dampfnud'In gibt,
Wird neig'haat.
Wie größer die Dampfnud'In san,
So größer die Freud',
Weil a große Dampfnud'Inud'l
Besser ausgeiht,
Weil a große Dampfnud'Inud'l
Besser ausgeiht.
Dampfnud'Inud'l, Dampfnud'Inud'l...

Der Refrain geht dann noch eine ganze Weile „Dampfnud'Inud'l“ und kann, wenn noch ein Atemzug Luft in der Kehle sitzt, mit einem Juchzer beendet werden. Was ist nun eine Dampfnudel?

Im Miesbacher Bezirk unterscheiden sie zwei Sorten, eine festliche und eine alltägliche. Die Dampfnudel vom Montag bis Samstag wird nach folgendem Rezept hergestellt:

Ein Hefenteig wird wacker durchgeknetet, mit Eiern und mit Zucker angesetzt, angehen lassen und dann rund geformt. Milch und Schmalz wird in einen eisernen Tiegel getan und der Teig hineingelegt. Der Ofen muß eine leichte Wärme haben. In dem luftdicht zugedeknten Tiegel entwickelt sich bald ein Dampf, der, weil er drin bleiben muß, die Nudel „hebt“. Die Dampfnudel ist fertig — oder sie ist verdorben. Wenn der richtige Augenblick



Zwei Szenen mit Max und Bertl Schultes

Aufn. Tobis-Rota



verpaßt ist, dann gibt es keine Dampfnud'Inud'l sondern „oan Tatschen“. Die festliche Dampfnudel ist eine „ausgezogene“, das heißt, sie ist von innen nach außen so gezogen, daß sie eine Wulst rings um die runde flache Masse bildet. Innen ist sie schön buttergelb, außen leicht gebräunt. Und solche Dampfnudeln gibt es zur Kirda, zur Kirchweih. Eine Kirdanud'l hat jede Dirn im zusammengeknöteten Sacktüch'l, wenn sie am Montag nach einem Fest ins nächste Dorf wandern muß. Unterwegs macht's dann Rast, vielleicht hinter einem Heumandl, wenn sonst kein Schattenspendler in der Nähe ist.

Und was ist, Kruzitürken, ein Heumandl? Ein Heumandl ist ein Aufbau Heu, das bei regnerischem Wetter auf dem Boden nicht recht trocken werden will und das deshalb auf einen Stiefl, einen Stiefler, einen Holzstab mit Armen, aufgeschichtet wird, so daß ein Mandl entsteht, eine Figur wie ein Mann. Oft stehen ganze Reihen solcher Heumandeln auf den abgemähten Wiesen, ausgerichtet wie Soldaten auf dem Kasernenhof.

Hinter einem solchen Heumandl versteckt sich — in dem Tobis-Rota-Film „Die Jugendsünde“ — Else Elster. Sie ist die Horlecherlies, die ein Verhältnis mit dem

Wastl hat und die es nun so einzurichten weiß, daß der Wastl ahnungslos an das Heumandl herantritt, um das Heu abzunehmen und es über den Boden auszubreiten. In dem Augenblick fährt die Harlachlerlies herum: „Wes ist denn das für ein Lackl? Net amal seine Nudl kann man in Ruh' essen!“

Derart verkehren in der Miesbacher Gegend die Liebesleut' miteinander! In der Wirklichkeit und im Film. Und dann sitzt Else Elster in einer Drehpause wirklich hinter einem Heumandl und verzehrt ihre Kirdanudl. Schmeckt's? Der Hunger „treibt's neil!“

Jaja, die Luft daheroben macht hungrig. Und weil sie hier allweil „vüüzvüü“ Hunger ham, deshalb gibts hier Dampfndudl'n heit' und morgen.

Mit und ohne Refraingesang

Eingeschnitten
Aufn. W. Schmitz



MÄRKISCHE ANEKDOTEN

Anatomie

In einer kleinen Dorfschule. Anlässlich einer naturkundlichen Anschauungsstunde kommt der Lehrer auf den Menschen zu sprechen und erwähnt in diesem Zusammenhange die weise und großzügige Haltung der Natur, die stets einen gütigen Ausgleich schaffe, wenn sie sich einmal nicht so großzügig verschenkt habe. Deshalb sei recht oft körperlich schwächlichen Geschöpfen ein treffender Witz und überraschende Schlagfertigkeit eigen. Nach diesem einleitenden Vortrag fordert er die Bauernkinder, Jungen und Mädchen, auf, ihm weitere Beispiele in dieser Richtung zu geben. Die blonden Köpfe versinken in stummer Nachdenklichkeit. Da meldet sich in einer der hinteren Bankreihen ein kleines Mädchen. „Na, Dörte?“

Die Kleine schluckt ängstlich. „Da Blinden, die haben deför een feiner Gefühl.“

„Hm, sehr schön. Wer weiß noch etwas. Überlegt mal. Hans, ja?“
„Uns Knecht Peter, dä heit een kurzet Been, deför is dat anner um so länger.“

Eine gute Entschuldigung

Bauer Rotenhahn saß wieder im Vorgarten des Kruges, paffte seinen Krüllschnitt in dem Langrohrgeschütz aus Weichselholz, daß die Umgehend meinen mußte, ein Krautfeuer qualme im Hofe, und betrachtete aus struppigen Brauen kritisch sein Bier. Einmal hätte es ja wohl durchgehen können, aber heute wurmte es ihn doch, denn es war nun schon der dritte Tag, an dem er die Beobachtung machte, und so leicht ließ sich ein märkischer Bauer die liebe tägliche Gewohnheit nicht vergämen. Schließlich rief er den Wirt.

„Sag mal, Krüger, düsse trübe Brühe hier im Glas, schall dat Bier sund?“

Der Wirt hob das Glas prüfend gegen die Sonne und lächelte dann beschwichtigend: „Nä, Buer, dat Bier is nich trübe, dat Glas is man blos dreckig.“

Das Rätel

Vorm Krug „Zum schmalen Giebel“, im schattigen Jasmingarten an grünem Tische, hocken Sonntagmittag Krischan Borg und Jan Kunze, die weitaus ältesten Bauern im Dorfe, die längst den Altersitz bezogen hatten, blinzeln in all das weißliche Licht und die tönende Ruhe, die feierlich durch das dämmrige Grün

fällt, und lauschen dem stolzen Gackern der Glucke im Hofe. Nach längerem Schweigen wendet sich Kunze von seinem schäumigen Tonkrug weg mit listigem Schmunzeln an Krischan, dem gerade über all der sonntäglichen Stille die Fensterladen zufallen wollen und sagt:

„Paß ens op, Krischan, et is schwarz, fliegt dörch de Luft un kraiht. Wat is dat?“

Der Angesprochene reibt die schläfrigen Augen und lächelt spitzbübisch. „Wat schall dat sünd, een Kraih (Krähe) is dat, Jan.“ Kunze macht ein maßlos enttäuschtes Gesicht und bewegt lautlos und schnappend die bartumgürteten Lippen. Trübsinnig starrt er in seinen Bierkrug. Nach einer Pause meint er: „Krischan, häh, du oller Schlaumeier kanntest et schon?“

Das Wunder

Der alte Hegemeister Kreihboom aus Krahnepuhl in der Mark, der trotz seiner 77 Herbstste noch immer sein strammes Dutzend Piepen Tabak am Tage versmökte und mit jedem guten Tropfen auf du und du stand, worauf nicht zuletzt die rosige Weintraube mitten in seinem heiteren, bartumkranten Gesicht schließen ließ, kehrte eines Nachts spät nach einer feuchten Sitzung vom Stammeck beim Ortskrüger heim. Die Chaussee lag schwarz und tot und er hielt sich gerade noch mit Anstand und behelfs mehrjähriger Übung an seinem Handstock aufrecht; von der Grandezza, die er so oft großsprecherisch im Munde führte, war nichts mehr zu merken.

In erheblichem Zickack und gewissermaßen in Raten erreichte er schließlich den einsamen Hof. Die Pforte stand auf. So, nun nur leise, daß die Alte ihn jetzt gar hörte. Er klinkte an der Tür. Ei verflucht wo sind die Schlüssel. Endlich. In der Diele schlüpfte er aus den schweren Zugstiefeln; dabei hatte er das Pech, daß er sich ein wenig um die eigene Achse drehte und außer Kurs kam. Wo war nun das Zimmer? Er schob die Arme vor sich in das schwarze Nichts und tastete mit gestreckten Händen sachte vorwärts... Hier mußte ja wohl eigentlich — ah, verdamm! Polternd war er mit dem empfindsamsten Teil des Gesichts gegen die Kante der offenstehenden Tür gestoßen. Jäh war alle Angst vor der Alten einem schäumenden Ingrimme gewichen und sein Baß gellte wie der zänkische Brunnstschrei eines Zwölfinders durch das nachtsille Haus.

„Tjäh, zum Deubel, is denn de Nas länger as de Aerm?“



Insel Hiddensee

H. Kistler

Nietzsche und das Heiraten

Der vierundvierzigjährige Nietzsche schrieb im Januar 1888 während eines Aufenthaltes in Nizza an seine zu dieser Zeit fern in Paraguay lebende Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche in einem langen Briefe:

„Nun muß ich Dir aber ein kleines Erlebnis erzählen: als ich gestern meinen gewohnten Spaziergang machte, hörte ich plötzlich auf einem Nebenwege jemand sprechen und warm und herzlich lachen (es klang fast, als ob Du es wärest) und als dann der Jemand zum Vorschein kam, war es ein reizendes braunäugiges Mädchen, das mich sanft wie ein Reh anschaute.

Da wurde es mir einsamen armen Philosophen ganz warm ums Herz — ich gedachte Deiner Heiratspläne und konnte mich auf dem ganzen Spaziergange nicht von dem Gedanken an das liebe-liche junge Mädchen losreißen. Gewiß, es würde mir wohl- tun, etwas so holdes um mich herum zu haben — aber würde es ihr wohl- tun? Würden sie meine Ansichten nicht unglücklich machen? und würde es mir nicht das Herz brechen (vorausgesetzt, daß ich sie liebte) ein so liebles Wesen leiden zu sehen?...

Aber Du denkst auch mehr an einen guten Kameraden. Meinst Du wirklich, daß eine solch Emanzipierte mit ihrer flötengegangenen Weiblichkeit ein guter Kamerad oder als Ehegattin überhaupt nur erträglich sein könnte? Du ver- gißt, daß ich trotz meiner schlechten Augen einen stark ent- wickelten Schönheitssinn habe, ganz abgesehen davon, daß mir solche verbitterten Frauenzimmer zuwider sind und mir die Laune und die ganze Atmosphäre verderben. Viel Geist bei einer Frau ist für mich immer noch sehr wenig, und meistens ist dieser sogenannte Geist, von dem sich nur oberflächliche Männer dүpi- eren lassen, nichts als die lächerlichste Anmaßung.

Nichts ist ermüdender, als solch eine geistreiche Gans, die nicht einmal weiß, wie langweilig sie ist. Denke an Frau O., wobei ich aber zugeben muß, daß Fräulein X. ungleich ange- nehmer ist. Aber trotzdem! Du glaubst, daß sie die Liebe ver- ändern würde, aber ich glaube nicht an irgend welche Verände- rung durch Liebe. Übrigens Du hast sie viele Jahre nicht gesehen, offenbar hat sie sich nach der häßlichen unweiblichen Seite hin entwickelt. Glaube mir, wenn Du sie jetzt sähest — der Gedan- ke an Liebe und Ehe würde Dir bei ihrem Anblick ebenso absurd erscheinen wie mir.

Glaube mir, für Menschen, wie ich bin, würde immer noch eine Heirat im Stil unseres Goethe das Beste sein, d. h. eine gute Haushälterin heiraten! Aber auch diese Vorstellung macht mich schauern! Nein, sicherlich, eine Frau fehlt mir nicht, eher schon eine junge lustige Tochter, für die ich ein Gegenstand der Ver- ehrung und Fürsorge wäre. Das Beste aber wäre, ich hätte mein gutes altes Lama (das war sein altes scherzhaftes Kosewort für seine Schwester) wieder. Eine Schwester ist für einen Philo- sophen eine sehr wohlthätige Einrichtung, vorzüglich, wenn sie heiter, tapfer und liebevoll ist (kein alter Sauertopf, wie die Schwester von Gottfried Keller!) — aber solche Wahrheiten erkennt man meistens erst, wenn es zu spät ist.

So, das war eine schöne Heiratsplauderei mit dem Lama. Mit vielen warmen Wünschen und Grüßen an Dich und Deinen Bernard.

F.“
So schrieb der große Denker in dem Jahr, in dem seine Schaffens- und Gestaltungskraft keine Grenzen hatte, da seine bedeutendsten Werke erschienen, als das erste Buch der „Um- wertung aller Werte“ vollendet wurde. Diesem innersten Erleben, dieser Übersteigerung seines Ichs folgten schon kaum ein Jahr später die ersten Anzeichen unaufhaltsamen Zusammenbruchs seines übermenschlichen Geistes.

E. H.

Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichnis und eine schmerzhaft Glut. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll. Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum müßet ihr den bitteren Kelch eurer Liebe trinken. Bitternis ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschlichen, so macht sie Durst Dir, dem Schaffenden! Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschlichen: sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe?

Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe!

Friedrich Nietzsche

Frauen-Gedanken

Der Heimatliebe heiligstarkes Band,
als Kindesliebe hat es angefangen,
Wer seinem Vater innig anhangen,
der hängt auch treu an seinem Vaterland.

Frieda Schanz

Es bedarf Genie, um seine Zeit zu wecken —
Charakter, um sie dauernd umzuformen.

Ellen Key

Kultur sind Momente, wo volksverbundene und volksverhaftete Menschen in die Schöpferwerkstatt Gottes schauen dürfen.

Gertrud Scholz-Klinck

„Frauenschaftstagung-Reichsparteitag 1936“

Deutsches Handwerk — Deutsche Volkskunst



Blaudruck aus Niedersachsen, ein Weinkrug aus Schlesien und ein Wein aus der Pfalz — ein köstlicher Dreiklang!

„Jeder Handwerker gleicht ein wenig dem großen Schöpfer der Welt, wenn er aus der rohen Masse ein Ding erschafft, das vorher nicht da war und nachher den Menschen dient. Wer die Kunst liebt, muß vorher das Handwerk ehren; denn alle Kunst ist nichts anderes als ein Handwerken aus dem Geiste. Mit dem ersten Werke seiner Hand schied sich der Mensch vom Tiere, und mit dem letzten und höchsten Dinge seiner Hand, wenn Geist und Seele sie lenken, nähert er sich dem Schöpfer und dient Gott und den Menschen.“

Hermann Burte

KROKUS AM FENSTER

Noch keine Wolke, die schweifend ins Blaue rudert. Bräunliche Hecken, silbern bereift und bepudert, halten an Hängen im Wald den weißen Winterrest. Noch sind Blätter aus Eis an die Scheiben gepreßt, aber dahinter haben in diesen grauen Tagen Blumen wie Kinder die Augen aufgeschlagen. Lang war die Nacht. Nun konnten sie nicht mehr warten, wollten wach sein im schmalen Fenstergarten.

Ach, ihr zierlich Geäderten, bläulich Behauchten, die wie die Kinder so wenig zum Spielen brauchen — mattes Glas, das den Tropfen aus Gold verhüllt, tiefer, zärtlicher Kelch, heimlich mit Süße gefüllt — Bleibe mir mild und offen, schließe dich nicht: Aus deinem Becher trinke ich Lächeln und Hoffen und erstes Licht.

Lina Staab

Teppiche machen die Wohnung schön und warm

Die Behaglichkeit, die warme Wohnlichkeit eines Raumes, in dem ein schöner Teppich lag, haben wir alle schon empfunden. Ja — ein Teppich, schöne Fenstervorhänge und Gardinen — da braucht gar nicht mehr so sehr viel in den Raum hinein, um ihn als wohl-

lich zu empfinden. Und manchmal tut es schon eine Brücke in unserer Lesecke, vor der Couch, vor dem Kamin, um das Zimmer behaglicher, wohnlicher zu machen.

Es gibt ja heute so vielfältige Muster in Bouclé, Velours und Velvet, auch sind Teppiche nicht mehr so unerschwinglich teuer wie ehemals. Man findet sie in allen Mustern, in allen Farben und Farbönen, in herrlichem Braun, Blau, Grün und Rot. Immer sind sie passend zu unserem Raum, seiner Tapete, seinen Möbeln zu finden. Und sind wir selbst in der Wahl nicht so sicher, so beraten uns die Innenarchitekten der Fachgeschäfte aufs beste. Besonders edel, schön und haltbar — aber auch nicht minder kostbar sind die Teppiche des Orients. Bei ihnen verleihen die Farben und deren harmonische Zusammenstellungen in symbolischen Mustern einen ganz besonderen Reiz. Nie werden wir uns an diesen Teppichen übersehen. Sie sind immer — unbegrenzt schön. Der Anschaffungspreis für echte Orientalen ist freilich hoch, durch ihre lange Haltbarkeit und unverwundliche Schönheit machen sie sich aber bezahlt.

Jedoch — wir müssen ja nicht unbedingt einen echten Perser, einen echten Smyrna haben — bei der großen Auswahl an schönen deutschen Fabrikaten, die immer vielfältiger auf den Markt kommen. Da finden wir bald in jeder Preislage einen großen Teppich, der allen Ansprüchen genügt, für unser Wohnzimmer, eine schöne Umrandung für unser Schlafzimmer, eine farbenfrohe Vorlage fürs Kinderzimmer. Und gerade im Winter, in dem wir mehr als im Sommer in unseren Räumen wohnen, empfinden wir die wundervolle Wärme, die von unseren Teppichen ausgeht.

M. H.R.

Engros-Bestellung

Als die große Schauspielerin Sarah Bernhardt eine Gastspiel-Tournee durch Kalifornien antrat, wurde ihr Sam Davis, Redakteur vom „Carlson-Appeal“, als Pressemann beigegeben. Er schrieb auch für den „Examiner“ in San Francisco. Davis war ein entzückender Mensch. Die geniale Diva fand ihn so sympathisch, daß sie sich während der ganzen Tournee von niemand anderem interviewen lassen wollte. Alle Mitteilungen an die Presse besorgte er.

Es kam der Tag, wo der Salonwagen die große Frau wieder nach New-York zurückbringen sollte. Als die Lokomotive das Zeichen gab, legte die Diva ihre Arme um Davis' Schultern, küßte ihn auf jede Wange, und dann noch auf den Mund und sagte dabei:

„Die rechte Wange für den „Carlson-Appeal“, die linke Wange für den „Examiner“, und den Mund, mein Freund, für Sie selbst!“

„Madame!“ sagte Davis mit sichtlicher Ergreifung: „Ich vertrete auch noch die „Associated Press“, welche 380 Zeitungen westlich von Kansas bedient.“

Dicke Frauen machten Weltgeschichte

Wenn die schlanke Linie nun auch schon seit geraumer Zeit nicht mehr als das „Maß aller Dinge“ bei der Beurteilung der Frauenschönheit gilt, so überrascht es doch, daß die Mehrzahl jener Frauen, die in der Geschichte eine große Rolle gespielt haben, geradezu dick gewesen sein sollen.

So wird von der schönen Kleopatra, die jetzt wieder im Film ihren Siegeszug durch die ganze Welt ant, gesagt, daß sie im Widerspruch zur heutigen Darstellung auf der Leinwand, bereits eine Frau von vierzig Jahren war, als sie Marc Anton bezau-

berte, und daß man sie keinesfalls als zierlich und schlank bezeichnen kann.

Auch die berühmten Frauen der Mediceer, die in der italienischen und französischen Geschichte große Bedeutung erlangten, waren recht stattlich, wie wir aus ihren Bildnissen erkennen können. Vor allem Katharina von Medici, die das Blutbad der Bartholomäusnacht herbeiführte, war ebenso wie ihre berühmte Namensschwester auf dem Thron der russischen Zaren höchst umfangreich, und von der Königin Anna von England und ihrer Schwester, der Königin Marie, wurde ohne Umschweife gesagt, daß sie dick gewesen seien.

Auch die Königin Viktoria sah keinesfalls aus wie eine Engländerin von heute, und sowohl Lady Hamilton wie Madame Pompadour, deren Schönheit man rühmte, besaßen ein stattlicheres Äußere als die schlanken Filmschauspielerinnen, die sie im Verlauf der letzten Jahre dargestellt haben.

Der Urheberrechtsschutz für Modeschöpfungen.

Der Pariser Kassationshof, die oberste Berufungsinstanz der französischen Rechtsprechung, hat ein Urteil gefällt, das für alle Modefirmen von größter Bedeutung ist. Das Urteil bestätigt die früheren Entscheidungen unterer Instanzen, nach denen Entwürfe für Modemodelle die urheberrechtlichen Schutzmaßnahmen genießen, die nicht nur industriellen Erfindungen, sondern auch künstlerischen Schöpfungen zugesprochen werden. Der Urheberrechtsschutz ist damit für alle Modedesigns wesentlich ausgedehnt worden. Der Prozeß, der mit der Klage gegen die beiden bekannten Häuser Chanel und Madeline Vionnet begann, hatte 7½ Jahre gedauert. Der Ausgang, der ein vollkommener Sieg der Schneider ist, erschwert den bisher so eifrigen Modepiraten das Geschäft außerordentlich.



Aufn. H. Beck

KINDERMUND

Fritzen

„Meinst du nicht auch, daß unser Fritzen mit seiner Trommel, die er zu Weihnachten bekommen hat, die Nachbarn stört?“
„Scheinbar ja! Schulzes von nebenan haben ihm schon ein Taschenmesser geschenkt!“

„Mutti, ist das Wasser im Fluß nach dem Regen noch nasser, als es vor dem Regen war?“

Fritzen kommt zum Kaufmann und verlangt ein Stück Seife.
„Soll es Waschseife oder Toilettenseife sein?“ fragt der Verkäufer.
Meint der Knirps: „Waschseife natürlich — auf der Toilette haben wir Papier!“



Passau

Max Mayerhofer

DER ROTE WÜRFEL

Von RUTH STORM

Auf der Dorfstraße spielten die Kinder mit Murneln. Sie hockten auf dem Boden umher, und wenn eine der bunten Kugeln das kleine Erdloch erreicht hatte, stießen sie ein anhaltendes Geheul aus.

Am Fenster der warmen Schankstube des Ortskretschams saß ein schweigsamer Mann, der dem Spiel der Kinder zusah und ihrer Begeisterung dankbar war. Er fühlte sich dank ihrer Nähe und Fröhlichkeit nicht so einsam, und ihre Unbekümmertheit in den Ausbrüchen der Freude machte seine Stirn frei von Sorgenfalten. Auch die tiefen scharfen Züge um den blassen Mund gingen in eine schmerzliche Weichheit über; niemand sah sie, denn der Wirt hatte sich mürrisch zurückgezogen, da der stille Gast immer noch vor dem ersten halbvollen Glas Bier saß.

Nun sank die Sonne über den hügeligen Wäldern in frühe Abendnebel, und Kühle wehte vom fernen Gebirgzug herüber, daß die Kinder allmählich auseinandergingen. Still und dämmerig wurde die breite Landstraße, die Spuren der Wagenräder wurden frosthart, und vor dem verlassenen Murreloch lag eine vergoldete Kugel, wie das verlassene Glück.

Als der Wirt mit einigen Waldarbeitern die Schankstube betrat, wandte sich der Fremde langsam dem Inneren des Raumes zu und leerte endlich den Rest seines Glases aus.

Die Männer erzählten von einem gewaltigen Windbruch oben in den Bergen, und der Älteste von ihnen berichtete mit lebhaften Bewegungen, daß der Fremde das Gefühl hatte, als schaue der Mann öfter prüfend zu ihm herüber, als müsse auch er in ihm den Entwurzelten sehen.

Unter diesen abschätzenden Blicken fühlte er seine Armut so schmerzhaft, daß er in die Tasche griff, um das Bier zu bezahlen. Doch wie sehr er auch in den Taschen suchte und Wellen der Scham glühend durch seinen Körper liefen, gelang es ihm nicht, selbst aus der geheimsten Falte ein Geldstück aufzutreiben. Nur ein kleiner Glückswürfel geriet aus tiefer Verstecktheit zwischen

seine Finger, und er warf den dunkelroten Kubus auf die frisch-gescheuerte Tischplatte, so daß er mit sechs weißen Augen vor ihm liegenblieb.

Je länger er auf den Würfel starrte, um so größer wurde er, um so bedeutender schien ihm die Zahl zu werden. Er vergaß seine Mittellosigkeit und den Zweck seiner Wanderschaft, seine Gedanken eilten zu einem frühlingwarmen Aschermittwoch zurück, an dem er als Knabe unter den staubigen Faschingsresten im Müllkasten eines herrschaftlichen Mietshauses den kleinen Würfel entdeckt hatte.

Dieser Fund bedeutete dem Jungen damals mehr als zehn Äpfel und ein ganzer Teller voll mit Wurstbrot. In unbeobachteten Augenblicken zog er ihn oftmals am Tage aus der Tasche und warf ihn beglückt im wechselnden Fall der Augenzahl von einer Handfläche in die andere. Später dachte er nicht mehr an den Würfel, obwohl er ihn in einer Art Gewohnheit bei sich trug. Jetzt aber hatte er ihn aus der Verborgenheit wieder hervorgezaubert, und das Nachdenken über seinen Ursprung machte ihm das Blut warm, ja, er bat den Wirt um ein neues Glas Bier, ohne an die Unmöglichkeit der Bezahlung zu denken.

In diesem Augenblick betrat ein neuer Gast das Wirtshaus. Es war ein Fuhrmann aus der Umgegend, der sich mit einigen brennenden Schnäpsen für die Weiterfahrt in den frostkalten Abend rüsten wollte. Er nahm am Tisch des stillen Träumers Platz, und indem er ein paarmal neugierig auf den Kubus geschaut hatte, fragte er geradezu, was das für ein merkwürdiger roter Würfel sei.

Der stille Gast, der einen kleinen Mantel von Wichtigkeit um sich legen wollte, log, daß es ein Glückswürfel wäre. Zum Beispiel würde es ihm ohne weiteres gelingen, dreimal hintereinander die höchste Zahl zu werfen.

Sogleich forderte ihn der Fuhrmann auf, damit zu beginnen, und wenn seine Behauptung sich bewahrheiten würde, käme es ihm

nicht darauf an, die Zeche des Fremden zu begleichen. Er hatte die Worte laut in den Raum geschickt, und die Waldarbeiter mit dem dickbäuchigen Wirt kamen voller Neugierde zu ihnen herüber, um an dem Schauspiel teilzunehmen.

Dem Fremden wurde es etwas bänglich zumute, er schaute starr von einem zum anderen, machte auch einige Ansätze, um sich ihnen zu offenbaren; aber die Blicke des einen Mannes, der vorher von dem Windbruch so lebhaft berichtet hatte, waren so freundlich und vertrauensvoll auf ihn gerichtet, daß er herzhalt nach dem gereichten Lederbecher griff, den Würfel hineinwarf, das Gefäß kräftig schüttelte und mit einem kühnen Schwung ausschleuderte.

Der Kubus rollte eine ganze Strecke auf der Tischplatte dahin und blieb mit sechs weißen Punkten liegen, was eine Begeisterung bei den Männern hervorrief, so daß einige nahe daran waren, unter sich Wetten abzuschließen.

Der Fuhrmann aber ließ sich durch diesen Erfolg nicht irre machen, ergriff gleichmütig den Würfel und reichte ihn dem Besitzer zurück, dessen Herz bis in den Hals schlug. Und wenn der freundliche Waldarbeiter ihm nicht ermutigend zugewinkt hätte, würde er seine Prahlerei vielleicht noch preisgegeben haben. So aber griff er wiederum nach dem Becher, ließ den Würfel mehrmals darin tanzen und kippte dann das Gefäß um. Erst nach einigen spannenden Sekunden hob er vorsichtig den Lederbecher von dem Würfel... und er lag wiederum mit sechs weißen Augen vor ihm.

Einige Männer schlugen sich begeistert gegenseitig auf die Schultern. Der Fuhrmann drängte zum letzten Wurf. Alle schauten gespannt auf den fremden Menschen, aus dem alles Blut gewichen war. Mechanisch griff er nach dem Becher und holte fröstelnd zum letzten Wurf aus. Er sah noch den kleinen Würfel quer über den Tisch rollen, und obwohl sich einer der Arbeiter schützend an die Kante des Tisches stellte, sprang der rote Kubus an ihm vorbei auf den Boden.

Gelächter, Geschrei erhob sich zugleich von allen Seiten, selbst der Wirtshund kam bellend hinter dem Büffelt hervor und umklaffte die Menschen, die auf den Dielen herumsuchten, mit ihren Stöcken unter Stühle, Tische und Schränke fuhren, ohne den Würfel zu finden.

Nachdem eine Zeit mit erfolglosem Suchen vergangen war, meinte der älteste Waldarbeiter, daß die Behauptung des Fremden durchaus ernst zu nehmen sei und nur durch einen unglücklichen Zufall nicht zum Erfolg geführt habe, daher wäre er als Sieger anzusprechen.

Die Männer, die auf die Meinung des alten Gebirglers viel gaben, pflichteten dem bei, und da sich der Wirt in solch einem Falle der Stimme enthielt, war auch der Fuhrmann einverstanden. Er war ein gutmütiger Mensch und schon ein wenig in Sorge um seine durchschwitzten wartenden Pferde. Er zahlte daher auch den Anteil des Fremden und verabschiedete sich sogar mit einem freundlichen Händedruck von dem verdutzten Gast, der den glücklichen Ausgang noch gar nicht so recht begriff.

Nach und nach gingen auch die anderen Männer, nur der alte Waldarbeiter blieb als letzter zurück. Er hatte sich gemächlich eine Pfeife gestopft und lehnte nun schwer quälend am warmen Kachelofen, ohne ein Auge von dem unschlüssigen Fremden zu lassen.

Nach einer Weile ging er langsam auf ihn zu, beugte sich weit über den Tisch und fragte ihn, ob er sich auf Wanderschaft nach Arbeit befände. Der Mann bejahte es und meinte, daß er sich noch ein recht bescheidenes Nachtquartier suchen müßte. Er wollte noch etwas sagen, aber ein bitteres Lächeln verschloß seinen Mund, und er stand schwer seufzend auf, warf einen abgetragenen Militärmantel flüchtig über, ergriff einen selbst geschnittenen Stock und nahm sein kleines Bündel kärglicher Habe, um weiterzuziehen.

Der Waldarbeiter bot ihm seine Begleitung an, er habe noch einen fernen Weg bis zu seiner Hütte, sie könnten ein gutes Stück zusammengehen, wenn er zur böhmischen Grenze wolle. Dem Fremden war es recht, und so traten sie beide hinaus auf die Landstraße.

Sternenklar trat die Nacht über den fernen Bergketten hervor, die Reinheit der Luft trug die Geräusche weit ins Land hinein. Die beiden Männer gingen stumm nebeneinander her, aber je

weiter das Dorf hinter ihnen lag, und je mehr die dunklen Bergwäldungen an sie herantraten, um so freier schien ihr Sinn zu werden. Ja, der Alte blühte in einer Jugendlichkeit neben dem heimatlosen Wanderer auf, daß dieser durch das leise Pfeifen seines Begleiters in eine frohe Stimmung geriet, wie nie zuvor. Er vergaß seine Not, seine Arbeitslosigkeit und das unstete Wandertum.

Zwischen den Nadelbäumen leuchtete ein matter Schein auf, und der Alte sagte, daß sie an Ort und Stelle wären. Jetzt gäbe es erst etwas zu essen, und morgen könne er mit ihm in den Windbruch gehen, da sei an ihm die Aufgabe, Entwurzelte zurechtzulegen, ihnen eine neue segensreiche Bestimmung zu geben. Mit diesen Worten reichte er dem Fremden die Hand, und der kräftige Gegendruck bestätigte ihm, wie einverstanden der andere war.

Doch als sie die Hände lösten, fühlte der Wanderer einen kleinen viereckigen Gegenstand in seiner Rechten, und brennende Rote sprang in seine Wangen. Nun wurde die Tür der Hütte geöffnet, ein altes Mütterchen leuchtete ihnen mit der Laterne entgegen. Der Alte lächelte ihr zu und stapfte schnellen Schrittes voran, während der Fremdling immer noch sinnend stehenblieb; und in dem matten Laternenschein erkannte er seinen eigenen Glückswürfel wieder. Aber statt sechs Augen leuchtete ihm nur ein weißer Punkt entgegen, wie sein eigenes kleines einmaliges Ich, das in dem blutigen Auf und Ab des Lebens ein reiner klarer Kreis bleiben muß, um dem Ewigen gleich zu werden.

Er sah bewegt zu den Sternen auf, warf dann den kleinen Würfel mit einem freien Schwung in die Nacht hinein, hinunter in das schweigende Tal. Nur zweimal hörte er ein helles Aufklirren und Wiederabspringen, dann wurde alles ganz still, und er trat feierlich in die weit geöffnete Tür der Hütte.

Jeder Fotoamateur muß lesen:



Deine Kamera geht Geld verdienen

Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0.75

Auf die Belichtung kommt es an

von Jos. Drausinger RM 1.10

VERTRIEB: G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter und lohnender Hefte gesucht. Angebote unter J 216 an den Verlag der „Jugend“.

Vielleicht erstehen solche Leser wieder unter der Jugend

Aus dem Begleitschreiben bei Übersendung eines Buches an eine Freundin*)

— Sie lieben einen fröhlichen Gang durch Wald und Wiesen, über Berg und Tal. Die Natur ist nicht immer freundlich, aber sie ist doch immer — natürlich.

Ein erzählendes Buch lesen Sie gerne, wenn es Sie wie solch ein Gang in der freien Natur anmutet, — am liebsten, wenn Sie sogar unter grünen Bäumen lesen möchten. Aber auch in der engen Stube am trauten Winterabend oder an stillen Regentagen auf dem Lande nehmen Sie gerne einen Roman zur Hand, welcher Sie in gemütliche Stimmung versetzt und Ihnen zwischendurch ein behagliches Lächeln entlockt.

Sie suchten die Natur noch in der Kunst und vermögen sich noch an einer Sonate oder einem Quartett von Haydn oder Mozart herznähe zu erquickern, wie nicht minder an einer Zeichnung von Schwind oder Richter.

Sie haben noch Sinn für eine Kunst, die mehr anregt als aufregt, für eine Kunst, die uns erwärmt, was doch etwas anderes ist, als wenn es einem fortwährend heiß und kalt wird. Ich freue mich, Ihren Geschmack zu teilen.

Sie lesen ruhig und langsam, mit Pausen, das Gelesene überdenkend.

Sie erfreuen sich darum an wohlgegliederten Büchern, deren kleine und große Abschnitte für sich ein künstlerisch gerundetes Ganze sind und doch zur Einheit sich verweben. Es ist angenehm, wenn man ein Buch leicht weglegen kann und ebenso leicht wieder dazu zurückkehrt.

Die geschlossene Form in der Sonate hat ihren Reiz für Sie noch nicht verloren. Auch der Roman hat — gleich der echten Novelle — seine Sonatenform.

Kurze Bücher, bei denen der Leser zuletzt bedauert, daß sie schon zu Ende, sind Ihnen angenehmer als lange, bei denen man sich quält, fertig zu werden.

Sie bewegen sich gerne in guter Gesellschaft, auch wenn Sie einen Roman lesen.

Sie rühmen es als ein besonderes Behagen, daß man sich bei einem fesselnden Roman einspinnen könne in die Zustände eines fremden Ortes, den wir nie besucht, und in den Verkehr mit Menschen, die wir nie gesehen haben, daß wir mit diesen vertraut werden, wie mit Freunden und zuletzt bedauern, wenn der Verkehr zu Ende ist. Heitere Bilder, die Ihnen das Sonntagsgesicht der Menschen zeigen, sagen ihnen mehr zu als Marterbilder, die uns all die Schlichkeit und Verkehrtheit grausam offenlegen. Man soll keinen Roman schreiben, den man vor seinen Kindern verstecken muß. So sagten Sie einmal. Darum braucht man doch noch lange keinen Roman für Kinder zu schreiben.

Ein gesunder Roman bei dessen Lektüre es dem Leser recht wohl von Herzen wird, dünkt Ihnen der zeitgemäße. Denn solcher Bücher haben wir nur wenige und brauchen ihrer viele.

Sie begehren nicht politische, soziale, religiöse, ästhetische und andere Tendenzen in einer erzählenden Dichtung. Sie fordern nur, daß eine inhaltreiche Geschichte, bei der man sich etwas denken kann, schön und gut erzählt werde. Sie sind noch jung; trotzdem weiß ich nicht, ob es selbst unter den alten Leuten noch viele gibt, die so köstlich und altmodisch lesen und beurteilen wie Sie. Vielleicht erstehen solche Leser wieder unter der Jugend.

In Betracht Ihrer seltenen und seltsamen Gedanken vom Bücherlesen wage ich es, Ihnen meinen neuen Roman zu übersenden, hoffend, daß Sie ihn — lesen werden, und nicht hinterdrein bereuen, ihn gelesen zu haben.

Leo Weismantel: „Dill Riemenschneider. Der Roman seines Lebens.“ Mit einem Titelbild. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 1936. 304 Seiten. In Leinen 4,20 RM.

Lange genug hatte man den großen Würzburger Bildschnitzer vergessen — kaum daß man sich noch seines Namens erinnerte. Beginn man doch erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts das in das Dunkel dieses versunkenen Lebens, dessen Werke noch heute herrlich leuchten, einzudringen. Liebevoll ist der fränkische

Dichter allen Spuren nachgegangen, die seitdem nur in spärlichen Urkunden aufgefunden wurden. Wir besitzen weder Aufzeichnungen von seinen Zeitgenossen, noch sind uns Niederschriften von seiner eigenen Hand überliefert. Nun wissen wir, daß Riemenschneider einer der ersten deutschen Meister gewesen ist, die ihre Werke nach lebenden Vorbildern geschaffen haben. Seine Wandlung zu neuer Kunstauflassung erleben wir wie ein zartes Wunder durch die reine Gewalt der Sprache in einem Kernstück dieses Buches. Es ist Weismantel gelungen, den Roman dieses Lebens voller Mühe und Arbeit, voll häuslicher Trübsal neben Amt, Ehre und künstlerischem Erfolg, das in Undank und düsterer Tragik endete, das an dem Zwißspalt zwischen innerlichem Künstlerschaffen und politischer Führeraufgabe zerbrach, glaubhaft und wahrscheinlich zu gestalten. Eingebettet in das oft düstere Geschehen seiner Zeit strahlt Dill Riemenschneiders Stern hell in diesem visionären Buche wieder auf. Wir erfahren beglückend, daß wahre und große Kunst nicht für den Augenblick geschaffen wird, daß sie und der sie schuf wohl in Vergessenheit geraten konnten, aber vierhundert Jahre später aus starker dichterischer Kraft das Bild seines Lebens wieder vollendet wird. Leo Weismantel hat mit seinem neuen Werke eine alte deutsche Schuld getilgt. Erich Homuth

Leo Weismantel:

Wie Dill Riemenschneider seine „Eva“ nach dem Leben schuf.

An einem dieser Tage, da Meister Dill hinweggegangen war, führte seine Frau Anna die Magd-Lene hinunter in die Werkstatt und zeigte ihr dort ein Bildnis aus Stein.

Es war ein Jüngling. Da stand er nackten Leibes von wunderbarer Reinheit. In ihm war keine Sünde, — kein Fehl. Das Mädchen erschauerte, wie ihre Blicke diesen Leib betrachteten.

„Dieses Bild soll an der Südpforte der Marienkapelle stehen, der Rat hat es ihm aufgetragen“, sagte Frau Anna. „Sieh, er hat einen jungen Adam geschaffen; derweilen sonst an den Kirchen Adam als ein greiser Mann steht mit einem Bart, wolt Dill einen jungen schaffen, noch eh' die Sünde ihn in seiner Schönheit hätte zerstört.“ Sie haben im Rat lange beraten, ob Meister Dill dies dürfe“, sagte Frau Anna lächelnd. „Ist einmal einer gekommen und hat dieses Bild gesehen und ist in den Rat gelaufen und hat die Herren vom Rat durcheinander gebracht, Dill schuf einen Adam ohne Bart und es mußte einer sein mit Bart, — ein alter. Da sind etliche Ratsherren gekommen und haben das Bild angesehen, und dann haben sie im Rat einen Beschluß gefaßt und es auch in eine Urkunde geschrieben und besiegelt, daß es dem Meister Dill solt“ gestattet sein, einen jungen Adam und ohne Bart zu schaffen.“

Über Magd-Lenes Gesicht huschte ein Lächeln. „Und nun such“, fuhr Frau Anna fort, „Meister Dill ein Mädchen, das er als Eva schaffen könne, doch ein schönes und reines Geschöpf, Magd-Lene!“

Sie sprach so sonderbar, da horchte Magd-Lene auf und sah der Frau ins Gesicht.

„Er meint, der Dill, er wüßt kein Mädchen, dem Gott einen so schönen Leib gegeben hätte als dir, — Magd-Lene.“

Die schlug die Augen nieder. „Und ich weiß“, redete Frau Anna weiter, „er wünschte dich zu sehen, so wie du stündest als Eva nackten Leibs an der Pforte der Marienkapelle.“

Sie schwieg — und wartend lag ihr Blick auf Magd-Lene. Da blickte das Mädchen zu ihr auf und nickte. Frau Anna griff ihre Hand und zog sie an sich.

„Willst du? Sieh, ich bin alt, ich kann ihm nur die Kerze halten, daß er's vollende, aber von dir muß er die Kraft haben.“ Da legte Magd-Lene sanft ihren Kopf Frau Anna an die Brust.

„Oh wie Ihr mir vertraut!“ Und Frau Anna nahm Magd-Lene in den Arm und führte sie empor zur Kammer.

Es war am andern Tag ein Sonntag, und Frau Anna hatte die alte Magd mit den Kindern fortgeschickt und ihrem Eheherrn, Meister Dill, gesagt, es käme noch Besuch, dann wollten sie zusammen hinaus in den Wald. Wer denn noch komme, fragte Meister Dill. Er solle sich nur gedulden, sagte Frau Anna und lächelte.

Es war ein Schmerz in diesem Lächeln und zugleich sieghafte Freude. Dill sah es wohl, doch verstand er es nicht.

*) Aus dem Roman „Ein ganzer Mann“ von W. H. Riehl (1897), erschienen bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

So ging er zu der Stunde, da Frau Anna ihn hinwegschickte, in die Werkstatt und wartete. Er kramte in seinen Bildern und Plänen.

Er hörte einmal die Tür oben gehen, da kam Magd-Lene und brachte Margarethe Rappold mit. Sie gingen in Frau Annens Kammer, und als sie hervorkamen, war Magd-Lene mit einem großen Tuch umhüllt.

Sie gingen die halbdunkle Stiege hinab, Frau Anna ging voran. „Kommi!“ sagte Magd-Lene zu Margarethe Rappold. Doch die blieb scheu zurück. Es lag eine seltsam verschwiegene Stille im ganzen Haus.

Bei Meister Dill lag vom Hof her die Sonne auf dem Tisch. Es war, als hielte die Welt den Atem an. Da hörte Dill ein leises Knacken und drehte sich um.

Frau Anna hatte die Tür geöffnet.

„Ich bring dir etwas, Dill. — Kommi!“ sagte sie zurück ins Dunkel, und Dill sah erstaunt, da kam mit zagen Blicken Magd-Lene. Und wie sie etliche Schritte gegangen war, blieb sie stehen und löste den Blick von Meister Dill, sah vor sich hin ins Wesenlose.

Frau Anna trat zu ihr hin und nahm das Tuch von ihren Schultern und zeigte Meister Dill Magd-Lenens Leib.

Einen Augenblick wollte Dill emporspringen voll Überraschung, dann drückte er sich selbst zurück auf seinen Stuhl, sah unverwandt über den Tisch, auf dem die Blätter lagen, hinüber zu diesem wundersamen, knospenden, jugendlichen Frauenleib.

Der linke Fuß stand leise vor, als wollte er noch einen Schritt hingehen zum Meister und zög' sich zögernd dann wiederum zurück.

Die rechte Hand hatte Magd-Lene empor zu ihrer Brust geschoben, als wolle sie die Knospen ihrer Brüste bedecken, doch schob sie die Hand wieder hinweg.

Die linke aber wollte den Zipfel fassen jenes Tuches, das sie verhüllt hatte, als wolle sie es halten und der Entschleierung sich versagen.

So stand sie, und sein Blick glitt über ihren Leib und sah das Pochen ihres Herzens. Sein Blick glitt über ihr Antlitz hin, über ihre Augen, die fort schauten, ganz weit fort.

Sie war zum Bilde geworden, sie war nicht hier, sie war dort an der Pforte der Marienkapelle, wo sie in Stein gehauen stehen sollte.

Sie war über alle Zeit erhoben, und sein Blick glitt von diesem Gesicht nieder zu den knospenhaften Brüsten, — nieder zu den Hüften, — zu den schlanken Beinen, die wie Säulen aus Eichenholz standen, und da gewahrte er, wie der Leib zu zittern begann. So trank er ihn ein, und dann schloß er die Augen und ließ das Haupt auf seinen Arm fallen, als habe er das Gesicht empfangen und berge es in sich, wie ein Acker das Korn.

Frau Anna legte das schützende Tuch über Magd-Lenens Schulter und führte sie hinweg.

Sie waren fortgegangen, die drei Frauen, und hatten Dill allein gelassen. Nur Frau Anna hatte ihm durch die Tür noch zugerufen, wenn er sie suche, sie gingen in den Weingarten zum Steinberg. Es war schon gegen Abend als er kam. Und da sie sich begegneten, lag ein glückliches Lächeln über ihren Gesichtern. Von dem Wunder, das ihnen geschehen war, sprachen sie nicht, sie wußten darum und trugen es in ihren Herzen.

Über das andere Jahr gegen den Herbst wurden die beiden Bildnisse Adams und Evas an der Südpforte der Marienkapelle aufgestellt, und das Volk kam herbei, die neuen Bildnisse zu sehen, Adam den Jüngling, und Eva, die Mutter der Menschen, noch wie eine Jungfrau. — — —

Das Volk kam und schaute scheu dort hinauf. Jene aber, die sich kundig dünkten, rühmten die Bildnisse und sagten, nie habe eines Künstlers Hand den Leib des Mannes und des Weibes, wie er, der Wunder und der Keime des künftigen Geschlechtes, der Schönheit voll, aus Gottes Hand hervorgegangen sei, so wunderbar zu gestalten und nochmals wie eine Offenbarung vor das Volk hinzustellen vermocht, wie es hier Meister Dill getan.

Aus: Leo Weismantel, „Dill Riemenschneider“. Verlag Herder, Freiburg/B. 1956.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.50

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verleger, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragstuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimerlein werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10





Waldandacht

Carl Spitzweg

DAS LOCH IM KLEINEN HOFKONZERT

Von HANS REIMANN

„Das kleine Hofkonzert“ ist ein Lustspiel aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, geschrieben von Anton Impekoven und Paul Verhoeven. Mit entzückender Musik von Edmund Nick. Die Uraufführung stieg 1935 an einer süddeutschen Bühne. Dann wurde das Stück dreimal wöchentlich wiederholt, und von einer

dieser Wiederholungen handelt mein wahrheitsgetreuer Bericht. Das dritte Bild sieht folgendermaßen aus: Marktplatz einer kleinen Residenz, links der Stammisch (der warmen Witterung halber unter freiem Himmel, im geblättermranken Gärten des „Silbernen Mondes“), im Hintergrund ein Brunnen, rechts die Apotheke

Zur Nachahmung empfohlen

Ein Zahnarzt schrieb an eine Patientin, die vergessen hatte, ihre Rechnung zu bezahlen: „Sehr geehrte Frau Schulze! Wenn Sie das Gebiß, das Sie von mir bekommen haben, nicht in nächster Zeit bezahlen, so sehe ich mich leider genötigt, folgende Anzeige in der hiesigen Zeitung erscheinen zu lassen: Ausgezeichnete Reihe falscher Zähne zu verkaufen! Jederzeit zu besichtigen bei Frau Schulze, Lange Str. 16.“ Die Rechnung wurde am nächsten Tage bezahlt.

Seltenes Glück

Ein alter Ehejubililar berichtete einem Zeitungsreporter: „Ein einziges Mal nur war meine Frau einer Meinung mit mir.“

„Bitte, erzählen Sie doch.“

„Das liegt aber schon sehr lange Zeit zurück. Es müssen wohl dreißig Jahre her sein, da brannte es in unserer früheren Wohnung und meine Frau wollte zugleich mit mir die Feuerleiter runter.“

Er hält sein Wort

„Hält denn Ihr Gatte alles das, was er Ihnen versprochen hat, als Sie noch Brautleute waren?“ wird eine Frau von einer anderen gefragt.

„Er hält sein Wort. Damals sagte er immer, er wäre nicht gut genug für mich, und das beweist er mir jetzt gründlich.“

An sich großartig

Müller saß beim Friseur.

Haarschneiden, Kopfwaschen.

„Wünschen Sie Alkohol?“ fragt der Friseur.

Müller nickt: „Gern! Ein großes Glas.“

Keine Befürchtung!

„Unser Kurtchen hat ein Fünfundmarkstück verschluckt und muß operiert werden. Glauben sie wohl, daß man Dr. Jung Vertrauen schenken kann?“

„Und ob! Dr. Jung kenne ich. Der ist vollkommen ehrlich.“

Langt nicht

„Wie steht es denn mit deiner beabsichtigten Verlobung?“ wurde der schüchterne junge Mann von einem Freunde befragt.

„Ach Gott, ich wage immer nicht, meinen Antrag vorzubringen.“

„Ermutigt sie dich denn gar nicht?“

„Doch, sie bietet mir jedesmal einen Kognak an, aber weiß der Kuckuck, einer ist nicht genug.“

Kunststück!

„Ich habe ein Ballettmädchen gekannt, das es fertig gebracht hat, daß der Mann, den sie heiratete, nach einem Jahr eine Million besaß.“

„Merkwürdig. Was besaß er denn vorher?“

„Viele Millionen.“

Am Stammtisch sitzen der Bürgermeister und der Apotheker. Hinzu tritt der Wirt und stellt einen gestern angekommenen Gast vor, den Kommissionsrat Zunder aus Meissen, einen Krakeler, der sich beim Obersten von Flumus beschweren will. Zunder hockt sich zu den zwei Herren und schimpft auf die trostlosen Zustände, die in der Residenz herrschen. Vor allem ereifert er sich über ein Frauenzimmer, das die gleiche Extrapost benutzt hat wie er und vom diensttuenden Offizier in geradezu empörender Weise bevorzugt wurde.

Der Offizier, ein junger Leutnant namens Anegg, hat in Begleitung des Kammerherrn die Szene betreten, schnappt Zunders letztes Wort auf und stellt den giftigen Kommissionsrat zur Rede. Der Dialog lautet:

Anegg: „Sprechen Sie von Mademoiselle Holm?“

Zunder: „Wenn Sie damit das Frauenzimmer meinen, dem Sie von Ihren Soldaten die Koffer ins Quartier tragen ließen, so haben Sie es erraten.“

Anegg: „Ein Lump, wer eine wehrlose Dame beschimpft!“

Zunder: „Feine Dame, das, die nicht einmal ihren Vater kennt.“

Anegg: „Attention, mein Herr! Mademoiselle steht unter meinem Schutz.“

Zunder: „Das habe ich längst bemerkt.“

Kammerherr: „Frechheit!“

Bürgermeister: „Meine Herren, vergessen sie nicht, wo wir sind! Herr Leutnant, diese Szene kann Sie Ihren Degen kosten.“

Anegg: „Ich erinnere mich nur an meine Pflicht.“

Bürgermeister: „Ihr Verhalten diesem Herrn gegenüber war unkorrekt. Und ich finde es sehr merkwürdig, daß Sie eine Dame verteidigen, die offensichtlich das Ansehen der Residenz herabsetzt.“

Anegg: „Zur Sache, entschuldigen Sie sich!“

Zunder: „Fällt mir nicht ein!“

Anegg: „Zum letzten Male — — —!“

Kammerherr: „Stop, Walter, nicht so hitzig!“

Anegg: „Genugtuung, oder es setzt Ohrfeigen!“

Bürgermeister: „Herr Leutnant!“

Apotheker: „Das ist stark.“

Zunder: „Mit welchem Recht spielen Sie sich hier auf?!“

Anegg (zum Degen greifend): „Treiben Sie es nicht zu weit!“

Zunder: „Sie greifen mich an... Meine Herren, bitte!“

Apotheker: „Ich muß es bezeugen.“

Bürgermeister: „Herr Leutnant, Ihr Verhalten ist beispieleslos.“

„Beispieleslos“ ist das Stichwort für den Obersten, der in diesem Augenblick, kurz vor dem Fallen des Vorhanges, auftritt und, wie man so sagt, die Bombe zum Platzen bringt. Er stelzt in Bühnenmitte und schnarrt: „Was gibt’s?“

Aber er stelzte nicht, er schnarrte nicht, er trat gar nicht auf. An diesem Abend wenigstens war es so.

Und es entstand ein Loch.
Zunächst wiederholte der Bürgermeister seinen Satz und fand das Verhalten des Leutnants beispieleslos, im allerhöchsten Grade beispieleslos.

Dann war er mit seiner Weisheit zu Ende.
Die übrigen fanden das Verhalten des Leutnants weit weniger beispieleslos als das Verhalten des Obersten, aber sie trompeteten es nicht in alle Winde, sondern waren ratlos wie Schiffbrüchige auf dem weiten Ozean.

Als erster faßte sich der Kammerherr, der Schleumeier. Er stürzte davon und schrie mit ungeheurer Stimmenaufwand, er wolle nachsehen, wo der Oberst bleibe. Er schlug zwei Fliegen mit einer Klappe: Indem er den von Gefahren strotzenden Schauplatz verließ, hatte er hinter der Bühne genügend Bewegungsfreiheit, den verschollenen Obersten aufzutreiben.

Es stand nunmehr im Rampenlicht ein Häuflein von fünf aufrechten Schauspielern, die sich blitzgeschwind darüber ins Klare gekommen waren, daß das Wohl und Wehe der Aufführung ganz allein von ihnen abhängt, und so begannen sie, von einer jähigen Bangnis gepackt, wild draufloszuimprovisieren. Zunder brüllte dem Leutnant ins Gesicht, daß er den Saustall nicht länger mitmache. Daraufhin erbot sich der Leutnant, er könne einen solchen Affront nicht auf sich sitzen lassen, sondern werde es dem

Fürsten melden. Zunder, immer mehr in echte Wille geratend, schrie, er gehe bis zum Geistesgericht, und der Fürst könne ihn kreuzweise gernhaben. Beistandendehischend wendete sich der Leutnant an den Bürgermeister. Der aber, ein korpulenter Mann, trippelte unablässig unter den Geisblättern herum und keuchte: „Jetzt bin ich seit sechszwanzig Jahren bei diesem Beruf, aber so etwas hat die Welt noch nicht erlebt!“ Die Souffleuse schwitzte Stecknadelkuppen. Der Wirt leistete dem Leutnant Beistand, indem er treuerzueig versicherte, er werde den unverschämten Gast noch heute an die Luft setzen. Alsdann warf sich der Apotheker, um auch seinerseits ein Scherflein beizutragen, mit großer Wucht auf den dicken Bürgermeister und beleidigte ihn dadurch aus Gröblichkeit, daß er einen mehrfach wiederholten Garderobenzwist zum Austrag brachte, der darin verankert war, daß der Bürgermeister die in jeder Pause fällige Torkelpartie zwischen Apotheker, Kammerherrn und Leutnant in tückischer Weise zu stören pflegte. Der seit Wochen aufgespeicherte private Groll brach hemmungslos aus dem Apotheker heraus, und nicht dem Bürgermeister blieb die Luft weg, sondern Herrn Behrens, der ihn spielte. Leutnant, Wirt und Zunder bildeten im Nu eine geschlossene Front und erstickten mit knapper Not ein drohendes Handgemenge.

Noch immer keine Spur von Oberst Flumms!

Volle drei Minuten waren verstrichen. Der Inspektor schoß wie ein wahnsinnig gewordenes Huhn hinter den Kulissen umher und raulte sich die Glatze.

In Bühnenwerken läuft der Hühner anders als im Leben. Wenn Nestroy den Kniern, den Zwiern und den Leim schlafen gehn, angenehm träumen und nach Verlauf einer kompletten Nacht wieder erwachen läßt, so vollzieht sich das in drei Minuten. Im allgemeinen ist dies keine lange Zeit. In einem durchlochten Theaterstück dehnen sich drei Minuten zur Ewigkeit.

Zwischen Apotheker und Bürgermeister war eine Versöhnung erzielt worden, die auf Verdacht schwimmenden Schauspielern verbrüdeten sich in sinnloser Weise und gelobten einander ewige Treue bis übers Grab hinaus. Denn nun war ihnen alles einmütig, und jeder einzelne schwätzte drauflos. Die Hauptsache war, daß innerhalb des Loches keine neuen Löcher entstanden. Die Souffleuse schielte vor Verwunderung, hatte die Hände gefaltet und betete zum Himmel. Da stürzte der Kammerherr auf die Bühne, putterot, den gezogenen Säbel schwingend und krähte: „Er kommt, er kommt!“ während Bürgermeister, Leutnant, Apotheker, Wirt und Zunder, ehrlich erleichtert, ein „Na endlich!“ oder „Gott sei Dank!“ stammelten, fühlte sich der Kammerherr bemüht dem Publikum eine einigermaßen glaubwürdige Lüge zu versetzen und fuhr, übermütig geworden, fort: „Der Herr Oberst ist vom Pferde gestürzt und mußte erst Umschlänge machen!“ Da endlich trat der Oberst auf — eilig und forsch. Als er von seinem Unfall erfuhr, entartete er flugs zur humpelnden Ruine.

„Was gibt’s?“ schnarrte er.

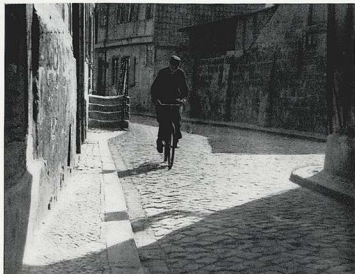
Der Bürgermeister hatte die Geistesgegenwart, das Verhalten des Leutnants von Anegg abermals beispieleslos zu finden, die Souffleuse gewann den Verstand wieder, die Schauspieler krochen zurück in ihre Rolle, der Dialog ging weiter, der Vorhang fiel ordnungsgemäß, die Leute klatschten.

Hinterm Vorhang sanken sich aufgelöste Gestalten um den Hals. Jeder einzelne hatte einem Theaterskandal ins Auge geschaut. Dann ging die Fragerlei los, und alle begeherten zu wissen, wieso sich dieses unglaubliche Vorkommnis ereignen konnte.

Sehr einfach. Das zweite Bild hatte sich als zu lang erwiesen und war gestern durch den Dramaturgen gestrichen worden. Sämtliche Mitwirkende wurden benachrichtigt. Nur den zu den Außenaufnahmen eines Filmes beurlaubten Darsteller des Obersten hatte man vergessen. Als sein Stichwort lief, daß er, geschminkt und zu zwei Dritteln verkleidet, in einer dem Bühneneingang gegenüberliegenden Wirtschaft und vertilgte Schweinswürstchen mit Kraut.

Kein Mensch im Publikum hat irgend etwas bemerkt. Im Gegenteil. Die Szene war als besonders echt und lebendig empfunden worden.

DIE FOTO-„JUGEND“



Im Lichtfleck

Exakta, $\frac{1}{1000}$ Sek., Blende 5,6, Peromnialfilm
Aufn. Gerh. Isert

Im Lichtfleck

Unternehmen wir einmal, wenn die Sonne draußen vom blauen Himmel leuchtet, einen Spaziergang durch die Straßen. Auf der Suche nach neuen Motiven natürlich. Da werden wir plötzlich irgendwo — vielleicht in der Altstadt — eine Straßenecke finden, wo die Sonne das gleichmäßige Grau belebend unterbricht und auf dem Straßenpflaster ein lichter Fleck entsteht, der rings von Schatten umgeben wird.

Dieser Lichtfleck stellt ein ausgezeichnetes fotografisches Motiv dar. Denn er ist in sich geschlossen, liegt im Zentrum des Bildes und bietet insbesondere unter Einbeziehung einer Staffage beste Knipsgelegenheit.

Da stellen wir uns einmal so auf, daß uns die Sonne entgegenscheint, wobei wir selbst uns natürlich im Schatten befinden. Denn sonst ist der Lichtfleck nach vorn

zu offen und büßt wesentlich an Wirkung ein. Die Gegenlichtblende wird in diesem Falle natürlich überflüssig, weil das Objektiv der Kamera ja im Schatten liegt.

Und dann stellen wir auf einen bestimmten Punkt im Lichtfleck scharf ein, den wir uns am besten am Straßenpflaster merken, und warten der Dinge, die da kommen.

Es wird nicht lange dauern, bis Passanten, Radfahrer und Fuhrwerke sich an unserer Einstellmarke befinden, und wenn die Wirkung günstig ist, so wird rasch der Verschluss betätigt und das herrlichste Gegenlichtmotiv festgehalten. Wenn die Bewegungsrichtung mit der Aufnahme-richtung zusammenfällt, so genügt $\frac{1}{500}$ Sekunde; zuweilen reichen auch längere Zeiten, so daß selbst die ganz billige Box-Kamera zu einer tadellosen Schnappschußkamera werden kann.

Das also wäre eine Gelegenheit, wo selbst der Ängstlichste das Schnappschießen

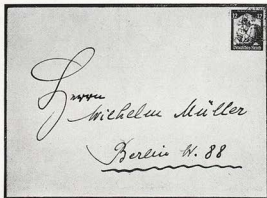
bestens erlernt und zugleich ohne jede Schwierigkeiten zu wirksamen Aufnahmen kommt, die durch ihre besondere Lichtwirkung Freude bereiten. Zugleich ist das etwas für Fotostunden, die man möglichst ruhig, aber mit guter Ausbeute verbringen möchte. Denn man wartet ohne Anstrengung und Hetze — wie ein Angler. Nur mit dem Erfolg, daß gewöhnlich mehr Motive anbeißen, als das bei unserem Kollegen die schlaunen Fische tun. Womit gleichzeitig keine Geduldsproben zu veranstalten sind!

Infrarotentschleiert Geheimnisse!

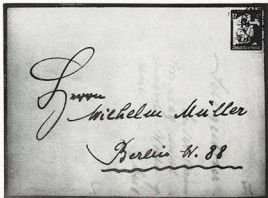
Daß man mit Infrarot-Aufnahmematerial klare Fernsichten, Nachteffekte und vieles mehr fotografieren kann, ist längst bekannt. Heute aber sei auf etwas ganz Geheimnisvolles hingewiesen: Die Infrarot-Fotografie entziffert ungeöffnete Briefe, einfach durch den Briefumschlag hindurch!

Und daß man dies mit großen Ansprüchen anwenden kann, zeigt unser Bildbeispiel. Denn die Infrarot-Aufnahme erfolgte durch einen schwarz gefütterten Briefumschlag hindurch. Wir empfehlen unseren Foto-Interessenten lebhaft, das selbst einmal auszuprobieren. Wenn die technischen Kenntnisse fehlen, der mag sich vorher das Buch „Fotografieren mit Infrarot“ von Gerhard Isert (Im G. Hirth Verlag AG, München, RM. 1,40) durchlesen, damit er über das Wesen der Infrarot-Fotografie unterrichtet ist.

Hoffentlich führt diese Tatsache nicht zu einer Verschlichung des Liebesbriefstils...!



Agfa-Isochromplatte, Nitralicht



Agfa-Infrarotplatte 850, Schwarzfilter Nr. 85 vor dem Objektiv, Nitraphotlicht

Beteiligen Sie sich an der Foto-Preisfrage, die Sie in Heft 2/1937 der „JUGEND“ finden!